

DOSSIER

«Warten auf Godot» im Obdachlosenheim

REPORTAGE. In der «Herberge zur Heimat» in Zürich, einem Heim für obdachlose Männer zwischen 19 und 91 Jahren, leben Kranke, Gescheiterte, aus der Bahn Geworfene. Viele von ihnen haben keinen Kontakt mehr zu ihren Angehörigen, viele kein Ziel mehr vor Augen. «Wir sind wie die Schauspieler in Samuel Becketts Theaterstück «Warten auf Godot», sagt ein Bewohner, «ich habe meine Ruhe hier, das ist nicht in allen Heimen so», ein anderer. «reformiert.» hat einen Tag im Heim verbracht und präsentiert eine Weihnachtsgeschichte der anderen Art. > **Seiten 5–8**



PORTRÄT

Ikonen, Abbilder des Göttlichen

MALEN. Aus Neugier hatte sich Erika Compagno für einen Kurs in Ikonenmalerei angemeldet. Dass sie, eine reformierte Theologin, als Erstes Maria malen sollte, irritierte sie. Aber die Farben und Formen und die Welt des orthodoxen Glaubens, die sich darin zeigt, eröffneten ihr neue Zugänge zur Bibel, zum «Göttlichen». > **Seite 12**

Und sie liessen Weihnachten verbieten...

WEIHNACHTSGESCHICHTE/ Es begab sich aber zu der Zeit, da Quirinius längst nicht mehr Statthalter in Syrien war ...

Es war die Zeit, als die Völker weltweit wanderten. Von Süd nach Nord, von Ost nach West. Auf der Flucht vor Armut, Ungerechtigkeit und Krieg. Ein jeder, eine jede auf der Suche nach Glück. Ein jeder, eine jede mit einer eigenen Geschichte im Gepäck.

Einige von ihnen gelangten auf ihrer Reise in ein Land, wo sie nicht willkommen waren. Zu essen gab es zwar dort, aber die Menschen, die seit Generationen hier heimisch waren, begegneten den Fremden mit Misstrauen. Sie wollen nur von unserem Wohlstand profitieren, sagten einige. Sie schwän gern unsere Frauen, stehlen unsere Güter, rasen auf unseren Strassen und bauen für ihren Gott eigenartige Türme. Das wollen wir nicht.

Im Namen unseres Gottes: Hier muss es wieder werden wie einst!

Zur nämlichen Zeit gab es in diesem Land Menschen, die sagten, Religionen seien überhaupt das grösste Unglück. Sie riefen auf zur Abschaffung aller Symbole, die anderen heilig waren. Die alten Geschichten verderben unsere Kinder, sagten sie. Sie sind kriegerisch, gefährlich, brutal. Sie stacheln an zu Mord und Totschlag und verherrlichen unsittliches Treiben.

Im Namen des freien Denkens: Lasst uns die Bücher verbrennen.

Ja, riefen einige begeistert. Gott ist tot. Religionen sind der Ursprung aller Kriege, allen Elends, aller Unterdrückung. Lasst uns die Religionen abschaffen, alle Feiertage und alle religiösen Symbole: Kirchen, Tempel, Synagogen.

Und sie schritten zur Tat: Als Erstes schafften sie den Sonntag ab. Dann Ostern, den Ramadan,



BILD: PA NEUENSCHWANDER

Köpfen der Menschen zu tilgen. Da griffen die Religionsverächter zum letzten Mittel. Sie liessen Weihnachten verbieten.

Im Namen der totalen Freiheit.

Die Menschen fanden zwar gar keinen Gefallen an diesem Verbot. Aber weil niemand mehr so richtig mutig war, fügten sie sich.

Und so ging Weihnachten langsam vergessen. Die Geschichte vom Neugeborenen im Stall von Bethlehem kannte bald niemand mehr. Da geschah eines Tages Seltsames. Auf dem Dachboden eines alten Hauses entdeckten Kinder in einer Kiste wunderliche Holzfiguren. Es gab da Tiere: Esel, Schafe, ein Rind, ein Kamel. Und Menschen: eine Frau in einem blauen Kleid, ein bärtiger Mann, drei Könige, Hirten, Engel ... und ein nacktes Kleinkind. Die Kinder begannen, mit ihnen zu spielen. Mit Brettern bauten sie einen Unterstand und stellten die Figuren hinein: in die Mitte das nackte Kind, darum herum all die andern.

Sie waren so vertieft in ihr Spiel, dass anfänglich niemand den Jüngsten beachtete, der vor sich hinmurmelte: Dieser kleine Nackte wäre ein König. Das weiss jetzt noch niemand, aber der Engel da, der hat es den Hirten erzählt. Und die sagten es allen Menschen im Land ... Die ältere Schwester des kleinen Jungen wurde plötzlich aufmerksam. Die Geschichte gefiel ihr. Ich werde sie aufschreiben, dachte sie. Das tat sie auch. Viel später, als sie gross war. Aber da lebte sie längst nicht mehr in dem Land ohne Kirchen, Tempel, Synagogen und Minarette. Das Land hatte sie vertrieben, sie und ihre Familie. Damals, kurz nach dem Spiel auf dem Dachboden. **RITA JOST**

Die Autorin ist «reformiert.»-Redaktorin in Bern



ZÜRICH-KAPPEL

Jugendliche pilgern durch die Nacht

FRIEDENSMARSCH. Acht Stunden zu Fuss unterwegs. Was am Tag eine Zumutung gewesen wäre, bedeutete in der Nacht ein cooles Abenteuer: Konfirmandinnen und Konfirmanden haben sich darauf eingelassen und sind in einem «Friedensmarsch» von Zürich nach Kappel gewandert. > **Seite 2**



INTERVIEW

Vielfältige Möglichkeiten in der Kirche

FREIWILLIGE. Lotti Isenring ist Beauftragte für Freiwilligenarbeit bei der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich. Zum Auftakt des Europäischen Freiwilligenjahres 2011 haben wir uns mit ihr über «neue» und «traditionelle» Freiwillige unterhalten und darüber, was diese mit der Zukunft der Kirchen zu tun haben. > **Seite 4**

NACHRICHTEN

Nestlé-Chef Decorvet geht nach China

HEKS. Der gegenwärtige Chef von Nestlé Schweiz, Roland Decorvet, verlässt die Schweiz, um die Leitung von Nestlé in China zu übernehmen. Damit wird der Sitz von Decorvet im Stiftungsrat des Heks, des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen Schweiz, wieder frei. Die Wahl Decorvets hatte letztes Jahr zu heftiger Kritik Anlass gegeben. Nach seinem Abgang sei aber kaum ein Richtungswechsel im Heks zu erwarten, vermuten die damaligen Kritiker. **cv**

Wenig Kleiderfirmen produzieren fair

FAIRER HANDEL. Die Erklärung von Bern (EvB) hat im Rahmen der «Clean Clothes Campaign» achtzig führende Kleiderhersteller zu ihrer Produktion befragt. Nur gerade vier davon hätten sich echt engagiert für faire Arbeitsbedingungen, so die EvB. Es sind dies: Switcher, Remei (Coop Naturaline), Odlo und Mammut Sports Group AG. Die Auswertung ist einsehbar unter www.evb.ch/fairfashion **REF.CH**

Fernsehgottesdienst hat «hohen Wert»

UMFRAGE. Das Schweizer Fernsehen hat eine repräsentative Befragung zu den Fernsehgottesdiensten in Auftrag gegeben. Dabei, so teilt das Fernsehen mit, habe die Hälfte der Befragten der Sendung einen «hohen gesellschaftlichen Wert» zugeschrieben. Erstaunlich sei, dass auch 25 Prozent der jungen und konfessionslosen Befragten diese Einschätzung teilten. **KIPA**

reformiert.

IMPRESSUM/ «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Zürcher, Aargauer, Bündner «Kirchenboten» und des Berner «saemann». **www.reformiert.info**
Redaktion: Christa Amstutz, Delf Bucher, Jürgen Dittrich, Samuel Geiser, Rita Gianelli, Anouk Holthuisen, Fadrina Hofmann, Rita Jost, Käthi Koenig, Reinhard Kramm, Martin Lehmann, Annegret Ruoff, Sabine Schüpbach Ziegler, Christine Voss
Blattmacher: Martin Lehmann
Layout: Marcel Deubelbeiss, Nicole Huber, Brigit Vonnarburg, Fränzi Wyss
Korrektur: Yvonne Schär
Auflage: 720 000 Exemplare

reformiert. Kanton Zürich

Herausgeber: Trägerverein reformiert.zürich. Präsident: Pfr. Rolf Kühni, Stäfa
Geschäftsleitung: Kurt Bütikofer, Präsident
Redaktionsleitung: Jürgen Dittrich
Adresse Redaktion/Verlag: Postfach, 8022 Zürich
 Tel. 044 268 50 00, Fax 044 268 50 09
redaktion.zuerich@reformiert.info
Redaktionsassistentin: Elsbeth Meili
verlag.zuerich@reformiert.info
Inserate: Preyergasse 13, 8022 Zürich
 Tel. 044 268 50 30, Fax 044 268 50 09
anzeigen@reformiert.info
Inserateschluss: 1. Dezember 2010 (erscheint am 31. Dezember 2010)
Adressänderungen: Stadt Zürich: 043 322 18 18
 Stadt Winterthur: 052 212 98 89
 Übrige Gemeinden: Kirchgemeindefunktionariat (s. Gemeindebeilage)



Gemeinsam im Dunkeln unterwegs – das stärkt das Wir-Gefühl

Den Frieden suchen. Oder den Kick?

FRIEDENSMARSCH/ Eine Schar Jugendlicher wanderte in der Nacht vom 5. auf den 6. November von Zürich nach Kappel. Ein Abenteuer und ein Zeichen für den Frieden.

Freitagabend kurz vor 22 Uhr: Im Grossmünster herrscht beste Laune. Konfirmandinnen und Konfirmanden aus dem ganzen Kanton versammeln sich hier. Sie schwatzen, lachen und grüssen sich, einige tippen auf ihrem Handy. Alles easy. Doch statt urbanem Outfit tragen die Jugendlichen Wanderschuhe, Rucksack und Jacken. Beim Zehnuhrschlag sind die vorderen Bänke gut gefüllt. Aber mit heiliger Stille ist es noch nicht weit her. Eventstimmung beherrscht das ehrwürdige Gotteshaus.

EINSTIMMEN. Johannes Bardill, Pfarrer in Horgen, ergreift das Wort. Von ihm kam die Idee zum nächtlichen Pilgerlauf. Nun liest er einen Abschnitt aus dem Buch des Propheten Jesaja: «Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein grosses Licht.» Dieser Satz soll die Schar begleiten auf jenem Weg, den Zwingli ging, zur Zeit der Reformation, damals, als er mit den Zürchern in die Kappeler Kriege zog. Der Marsch von heute jedoch soll ein Zeichen für den Frieden sein, jugendgemäss ausgedrückt: «Walk4Peace».

SINGEN? Nun gibt es Anweisungen für die Wanderung und Informationen zur Verpflegung. Die Versammlung beklatscht jede Ansage. Die heitere Stimmung steigt sogar noch, wie der Pfarrer einen Kanon einüben will. «Schweige und höre, neige deines Herzens Ohr, suche den Frieden», heisst der schöne Vers. Die Jungen sollen mitsummen, dann leise

mitsingen, bis die Kirche von einer Klangwolke erfüllt sei. Im ersten Anlauf hapert es. Johannes Bardill singt alleine. Dafür ist der Beifall für das Solo des Pfarrers überwältigend.

ERKLÄREN. Bardill übt darauf jeden Satz einzeln ein. Und es klappt. Gefühlvoller A-cappella-Gesang füllt die Kirche. Ohne Orgel – Respekt. Nun stellt sich Pfarrer Theo Bächtold von der Offenen Kirche St. Jakob vor: «Ich bin Pilger», erklärt der Experte für religiöse Wanderungen. Er kennt den Weg nach Kappel, ist ihn schon oft gelaufen, mit Wanderhut, Stock und Umhängetasche – aber noch nie mit Jugendlichen. «Wir legen Stundenhalte ein, mit jeweils zehn Minuten Pause», erklärt er den Rhythmus.

SCHWEIGEN? Laternen werden den Zug begleiten, vorne, hinten und in der Mitte. Und bei jeder Pause soll die Gruppe einen Impuls zum Thema Frieden erhalten. Die erwachsenen Begleiter – rund ein Dutzend sind es – tragen dafür Fackeln mit, die jeweils vor Ort entzündet werden. Die Idee: Jeder Impuls soll eine Lichtspur hinterlassen. Hier in der Stadt allerdings ist es dafür noch zu hell. Schön wäre es, so der Wunsch der Leitung, wenn die Jungen schweigend durch die Strassen gingen – sofern möglich.

MARSCHIEREN. Mit einer kleinen Verspätung tritt die Gruppe vor das Münster. Dann legt Bächtold los. Strammen Schrittes geht es hinunter zur Münsterbrücke, dann über den Paradeplatz

zur Bleicherstrasse, Richtung Enge. Ein langer Bandwurm aus jugendlichen Neupilgern schliesst sich bemerkenswert zügig an. Erstaunte Partygänger rätseln über die ungewohnte Erscheinung, ein paar Automobilisten hupen, weil der Pilgerzug beim Überqueren der Strassen seine Zeit braucht. Aber sonst: keine Probleme. Erstes Feedback eines Jugendlichen: «Das Tempo stimmt, Schweigen ist okay, ich spüre aber noch nichts.» Nach dem ersten Halt im Kirchengemeindehaus Enge ändert sich das. Bald steigt der Weg an, hinauf zum Albisgrat. Die Beine immerhin sind da zu spüren. Bei einem Halt gibt es Gerstensuppe – statt einer «Kappeler Milchsuppe». Aber die Geschichte dieses berühmten Gerichts wird aufgetischt. Dort, wo heute das Zwingli-Denkmal steht, soll damals der Friedensschluss kulinarisch besiegelt worden sein.

ANKOMMEN. Pfarrer Bardill will mit dem Pilgerangebot eine «erlebnisorientierte Beschäftigung mit der Zürcher Kirchengeschichte ermöglichen» und zugleich ein Friedenszeichen setzen. Die Reaktionen seien mehrheitlich positiv gewesen, sagt er: «Jugendliche finden die nächtliche Aktion spannend und entwickeln ein Wir-Gefühl.» Nur die zeitliche Nähe zur «Nacht der Lichter» am Tag danach war ein wenig ungeschickt. Das könne man bei einer Wiederholung sicher ändern. Zum Morgenessen in Kappel sind alle glücklich angekommen. Eine Andacht in der Klosterkirche beschliesst die reformierte Pilgernacht. **REINHOLD MEIER**



«Im Konfunterricht müssen wir Module belegen, eines war diese Nachtwanderung. Das fand ich noch spannend. Allerdings bin ich ein ZSC-Fan und habe nun ein Spiel verpasst. Wir haben nicht alle fünf Minuten beten müssen, wie ich befürchtete. Am Morgen bei der Andacht im Kloster war ich total kaputt. Insgesamt war es cool, aber einmal genügt.»

Erik aus Bubikon



«Für eine Wanderung am Tag wäre ich nicht gekommen. Aber so war es cool – der Aufstieg noch nicht unbedingt. Aber in der Nacht ist es zunehmend lustiger geworden. Das mit Zwingli und dem Frieden finde ich gut. Aber die Inputs bei den Pausen waren manchmal ein wenig langweilig.»

Chantal aus Wädenswil

Die Kirchen im Stresstest

KASSENSTURZ/ Die Kirchen nützen mehr, als sie kosten: Das zeigt eine Wirtschaftsstudie – die aber auch brisante Fragen zu den Finanzströmen stellt.

«Fakir» nennt sich neckisch die breit angelegte «Finanzierungsanalyse Kirchen»: eine Kosten-Nutzen-Untersuchung im Rahmen des Nationalforschungsprogramms NFP 58 «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft». Wie viel Steuergeld der Mitglieder und welche öffentlichen Beiträge fliessen den beiden grossen Landeskirchen zu? Welche sozialen Dienstleistungen bieten sie im Gegenzug an? Und wie finanzieren sich Freikirchen, jüdische Gemeinden und islamische Gemeinschaften?

Die Fragen von «Fakir» sind brisant. Über kurz oder lang dürfte die Interpretation der Antworten in die politische Debatte einfließen – im Zeichen des Mitgliederschwunds und der periodisch aufflammenden Diskussion, wie legitim die Kirchensteuer für juristische Personen, für Firmen also, sei.

KOSTEN (1). Fakire verlassen ihr Nagelbrett in der Regel unverletzt, weil ihr Gewicht schön gleichmässig auf den vielen Nägeln lagert. Wie prästieren die Kirchen den «Fakir»-Stresstest, den ein Team des volkswirtschaftlichen Forschungsbüros Ecoplan unter der Leitung von Michael Marti erarbeitet und ausgewertet hat? Ziemlich gut, sei vorausgeschickt, und die Vertreter der Landeskirchen reagieren entsprechend erfreut (siehe Kasten unten).

Zunächst beeindruckt die nackten Zahlen: Gut 1,3 Milliarden Franken haben die beiden grossen Landeskirchen 2007 in Form von Kirchensteuern natürlicher Personen eingenommen. Ins Auge fallen dabei die kantonalen Unterschiede: So bezahlt etwa ein durchschnittliches reformiertes Mitglied im Kanton Basel-Stadt jährlich 567 Franken, im Kanton Zürich 301 Franken und im Wallis 11 Franken.

Freikirchen und islamische Gemeinschaften alimentieren sich dagegen via Spenden und Beiträge. Die Israelitische Gemeinde Basel, in der «Fakir»-Studie wird sie exemplarisch untersucht, kann dank ihrer öffentlich-rechtlichen Anerkennung ebenfalls Steuern erheben: Diese sind mit 12 Prozent des Steuervolumens eines Mitglieds sehr hoch.

KOSTEN (2). Zu den 1,3 Milliarden Franken Steuereinnahmen natürlicher Personen entrichtet die Öffentlichkeit zusätzlich 556 Millionen Franken an die Römisch-katholische und die reformierte Landeskirche. Fast die Hälfte davon machen die juristischen Kirchensteuern von Firmen aus, nämlich

264 Millionen Franken. Bemerkenswert: Die reformierten Kirchen profitieren von der öffentlichen Finanzierung stärker als die katholischen, weil die Kantone Bern, Waadt und Zürich, die den Kirchen traditionell mehr öffentliche Mittel zur Verfügung stellen, historisch reformiert sind.

NUTZEN. Welchen Wert haben die sozialen Dienstleistungen der Kirchen im Vergleich zu den Kosten? Die «Fakir»-Studie legt exemplarisch Zahlen für die Kantone Bern und St. Gallen vor. Total 105,8 Millionen Franken kosten die beiden grossen Landeskirchen die Öffentlichkeit im Kanton Bern. Auf 103,1 Millionen Franken berechnet «Fakir» den Gegenwert der sozialen Leistungen durch die Kirchen. Notabene nicht berücksichtigt sind dabei Leistungen für den Denkmalschutz (Kirchenrenovationen), der Eheberatungsstellen und der Gefängnis- und Spitalseelsorge. Im Kanton St. Gallen fallen die Zahlen gar noch besser aus: Kosten von 37,9 Millionen Franken steht hier ein sozialer Nutzen von 57,4 Millionen Franken gegenüber.

Generell stellt «Fakir» fest: Rund ein Viertel bis ein Drittel der geleisteten Arbeitsstunden aller Religionsgemeinschaften fliessen in den Sozialbereich – von der Jugendarbeit über die Erwachsenenbildung bis zur Seniorenarbeit.

AKZEPTANZ. Methodisches Neuland betritt «Fakir» mit der sogenannten «Zahlungsbereitschaftsstudie»: Im Kanton Bern wurde in einer Repräsentativumfrage danach gefragt, wie viel jährlich für das Angebot der Landeskirchen bezahlt würde – angenommen, die obligatorische Kirchensteuer fiele weg. Heraus kam ein hoher Mittelwert von 606 Franken pro reformiertes Mitglied. Zudem erklärten erstaunliche 85 Prozent der Befragten die Kirche als persönlich oder gesellschaftlich wichtig. Allerdings stellen die Autoren wohl zu Recht fest, die Zahlungsbereitschaft würde in einer realen Entscheidungssituation niedriger ausfallen. Zudem: Die auf die Gesamtbevölkerung hochgerechneten «Zahlungsbereitschaften» könnten die Gesamtkosten der Landeskirchen nicht ganz decken.

«Fakir» hat Kosten und Nutzen der Kirchen strikt ökonomisch untersucht. Kein Thema ist der Wert der Religionsgemeinschaften, «die Normen tradieren, Sinn stiften und Solidarität fördern», wie die



Volkswirtschaftler von Ecoplan festhalten. «Fakir» vergleicht auch nicht die Qualitäten der sozialen Dienste, etwa von Landes- und Freikirchen.

WETTBEWERB. Zusammenfassend attestiert «Fakir» den Landeskirchen, «dass die öffentliche Finanzierung als Entgelt für erbrachte Leistungen gerechtfertigt werden kann». Und dass auch Nichtmitglieder «einen relativ grossen Nutzen» aus kirchlichen Angeboten ziehen. Trotzdem erlauben sich die Autoren brisante Fragen «aus Sicht der Ökonomie»: «Wieso sollen gerade Religionsgemeinschaften subventioniert werden und nicht auch andere Anbieter sozialer Dienstleistungen? Und wenn Religionsgemeinschaften: Wieso nur die Landeskirchen? Marktwirtschaftliche Konzepte würden einen offenen Wettbewerb nahelegen.» Gestützt auf «Fakir», müssten die Kirchen diesen Ideenwettbewerb eigentlich nicht fürchten. **SAMUEL GEISER**

Das Buch zur Studie

Mit «Fakir» (Finanzanalyse Kirchen) liegt erstmals eine Gesamtschau der komplexen Finanzierung der Landeskirchen vor. Die Resultate gibts in Buchform.

M. Marti, E. Kraft, F. Walter: Dienstleistungen, Nutzen und Finanzierung von Religionsgemeinschaften in der Schweiz. Verlag Rüegger, Zürich 2010, Fr. 34.–



Theo Schaad, Evangelischer Kirchenbund

DIE PROTESTANTEN

KEIN RÜCKZUG AUF DIE «KERNGEMEINDE»

«Fakir» zeigt schwarz auf weiss: Die Religionsgemeinschaften sind ihren Preis wert. Kirchliche Dienstleistungen nützen der Öffentlichkeit mehr, als sie sie kosten. Das heisst auch: Die Steuer für juristische Personen und die Staatsbeiträge an die Kirchen sind berechtigt. Überrascht hat mich der Befund, dass in der finanzschwachen Neuenburger Kirche vergleichsweise weniger Freiwilligenarbeit geleistet wird als in der besser gestellten Berner Kirche. Das zeigt: Eine Landeskirche, die mehr Festangestellte hat, kann auch mehr Mitglieder zur Freiwilligenarbeit animieren. Generell lese ich aus der «Fakir»-Untersuchung die selbstverständliche Erwartung an die Landeskirchen, ihre kultischen und sozialen Dienste weiterhin allen anzubieten. Will also eine Kirche ihrem öffentlich-rechtlichen Status gerecht bleiben, darf sie sich nicht auf die Kerngemeinde zurückziehen.»



Daniel Kosch, Röm.-kath. Zentralkonferenz

DIE KATHOLIKEN

DAS RISIKO EINER «FUNKTIONÄRSKIRCHE»

«Fakir» schliesst eine Lücke in der Kirchenstatistik, schafft Transparenz – und untermauert die Verankerung der Kirchen: 85 Prozent der Bevölkerung erachten sie als wichtig, aus persönlichen oder gesellschaftlichen Gründen. Die Studie macht die Kirchen aber auch auf Risiken aufmerksam. So zeigt sie markante kantonale Unterschiede auf: Pro Mitglied stehen der katholischen Kirche im Kanton Genf ganze 37 Franken zur Verfügung, im Kanton Zug aber 600 Franken – also sechzehnmal mehr. Da stellen sich für die Kirchen schon Solidaritätsfragen. «Fakir» belegt auch, dass finanziell starke Landeskirchen einen relativ grossen professionellen und administrativen Stellenetat haben. Das Risiko besteht, zur Funktionärskirche zu werden. Der Vergleich mit den Freikirchen, die mehr auf Freiwilligenarbeit setzen müssen, gibt diesbezüglich zu denken.»



Wilf Gasser, Freikirchenverband

DIE FREIKIRCHEN

ANSPRUCH AUF STEUERLICHE ABZÜGE

«Fakir» stellt erstmals alle religiösen Gemeinschaften, ob klein oder gross, auf eine Ebene: «Fakir» vergleicht, ohne zu werten. Die Studie zeigt, dass auch Freikirchen soziale Dienstleistungen anbieten, vor allem in der Jugendarbeit – wenn auch in bescheidenerem Umfang als die Landeskirchen. Dennoch streben die Freikirchen jetzt nicht die öffentlich-rechtliche Anerkennung an, und sie erheben auch keinen Anspruch auf einen prozentualen Anteil an der juristischen Kirchensteuer. Aber wir möchten, dass Spenden an Freikirchen wieder steuerabzugsberechtigt werden, wie vor der Steuerharmonisierung – so wie das Zuwendungen an die Landeskirchen auch sind. «Fakir» sieht alle Gemeinschaften im gleichen Boot: Vielleicht hilft uns dar um die Untersuchung, das Gemeinsame jenseits der konfessionellen und religiösen Grenzen besser wahrzunehmen.»



Daniel A. Rothschild, Israelit. Gemeindebund

DIE JUDEN

GRENZEN DER SELBSTFINANZIERUNG

«Fakir» belegt, dass die öffentliche Finanzierung und die dafür geleisteten Dienste der Religionsgemeinschaften im Gleichgewicht sind. Die Studie zeigt auch, dass in allen Glaubensgemeinschaften viel Freiwilligenarbeit geleistet wird. Im Finanzierungssystem sehe ich keinen Änderungsbedarf, etwa die Erhebung einer Gebühr auf bezogenen Dienstleistungen. Die Solidarität gehört zur Religion – und eine Einkommenssteuer für alle ist solidarischer als eine Gebühr. Fakir zeigt auch, dass die jüdischen Gemeinden ihre Friedhöfe, Schulen und ihr Fürsorgewesen selbst finanzieren. Das ist Teil des jüdischen Selbstverständnisses. Aber wir verstehen nicht, dass jüdische Gemeinden bis zu zehn Prozent ihres Budgets für die Sicherheit ihrer Mitglieder und Einrichtungen aufbringen müssen. Als Schweizer Bürger dürften wir eine staatliche Beteiligung erwarten.»

«Heute ist vieles im Umbruch»

GESELLSCHAFT/ Gelungene Freiwilligenarbeit kann für die Zukunft der ganzen Kirche Wege aufzeigen, sagt die Freiwilligenfachfrau Lotti Isenring.

Frau Isenring, 2011 ist das Europäische Freiwilligenjahr. Sie befassen sich seit neun Jahren bei der reformierten Zürcher Landeskirche mit dem Thema. Was hat sich in dieser Zeit verändert?

Ich habe meine Stelle 2001, im UNO-Jahr der Freiwilligen, angetreten. Damals wurden die bekannten Standards in der Freiwilligenarbeit zum ersten Mal breit propagiert: Freiwillige sollen Begleitung, Weiterbildung und Anerkennung bekommen, sie sollen versichert sein und ihre Spesen sollen entschädigt werden. Vieles davon ist heute realisiert. Freiwillig Engagierte werden in vielen Kirchgemeinden begleitet und gewürdigt. Der Sozialzeitausweis ist eingeführt, und unsere Fachstelle hat ein gutes Weiterbildungsangebot. Heute geht es darum, dass Freiwilligenarbeit noch besser in den kirchlichen Strukturen verankert wird, dass alle Beteiligten ihre Aufgaben kennen.

In den Kirchgemeinden engagieren sich sehr unterschiedliche Menschen. Kann man allen gerecht werden?

Es ist in der Tat so, dass in den Kirchen die Vielfalt im Bezug auf Alter, Bildung oder Einkommen der Freiwilligen besonders gross ist. Zudem ist vieles im Umbruch. Eine neue Generation mit klaren Erwartungen an ihren unbezahlten Einsatz trifft auf traditionell Engagierte. Viele Leute setzen sich heute mit Begeisterung für ein bestimmtes Projekt ein, interessieren sich aber vielleicht kaum für andere Aspekte des kirchlichen Lebens. Manchmal stösst dies auf Unverständnis bei jenen, die ihre Motivation aus einer tiefen Verbundenheit zur Kirche schöpfen. In dieser Vielfalt liegt aber auch eine grosse Chance.

Die wäre?

Wenn es gelingt, mit all diesen Menschen zusammen eine lebendige Gemeinde zu entwickeln, kann das auch Wege für die Zukunft der Kirchen an sich aufzeigen. Man muss sich mit dem eigenen Kirchenverständnis auseinandersetzen, wenn man in der heutigen Zeit Freiwillige gewinnen will. Ein möglicher Weg ist, sich vermehrt als Beteiligungskirche zu verstehen, den Menschen Raum zu bieten für eigene Projekte und Ideen, statt sie nur für Bestehendes einspannen zu wollen. Ein Beispiel bietet die Altersarbeit: Dort, wo gemeinsam mit äl-

teren Leuten oder auch generationenübergreifend Angebote entwickelt werden, fühlen sich oft ganz neue Kreise angesprochen.

Stichwort Alter: Aktive Pensionierte sollen noch ältere Menschen pflegen – dieses Konzept ist heute in aller Munde.

Ja, es gibt zum Beispiel die Idee, dass man sich mit unbezahlt erbrachten Pflegeleistungen Zeitgutschriften erarbeitet, die man später für sich selber nutzen kann. Solche Modelle werden diskutiert. Persönlich bin ich skeptisch, sobald Zwang ins Spiel kommt. Freiwilligenarbeit muss freiwillig sein, sonst verliert sie ihre ganz eigene Qualität. Ich möchte nicht als alter Mensch im Rollstuhl von jemandem herumgeschoben werden, der unbedingt Pflegegutscheine sammeln muss. Im Übrigen wird in diesem Bereich heute schon viel unbezahlte Arbeit geleistet – in Organisationen wie auch in der Nachbarschaft oder im Freundeskreis. Das geht vom Einkaufen über Fahrdienste bis hin zu intensiver Begleitung.

Besteht die Gefahr, dass Freiwilligenarbeit politisch verordnet wird?

Es gibt Tendenzen, unbezahltes Engagement zu instrumen-

talisieren; sei es seitens des Staats, der sparen will, oder seitens der Wirtschaft, die Corporate Volunteering zu PR-Zwecken nutzt. Wenn ein Unternehmen fünfhundert Angestellte einen Tag lang für gute Zwecke abkommandiert, macht dies allenfalls im Naturschutz Sinn, im Sozialbereich ist es heikel. Ich finde es gut, wenn sich auch Unternehmer für das Gemeinwohl engagieren. Der Einsatz muss aber nachhaltig sein und sich an den Bedürfnissen der Empfänger orientieren.

Um auf den prophezeiten Pflegenotstand zurückzukommen. Liegt die Zukunft nicht eher bei der informellen Freiwilligenarbeit, der spontanen Nachbarschaftshilfe?

Es braucht beides – die organisierte formelle und die nicht organisierte informelle Freiwilligenarbeit. Ich höre immer wieder Leute sagen, dass sie ein organisiertes Engagement bevorzugen, weil es dort einfacher ist, Grenzen zu setzen. Dringend angesagt ist die Entlastung von pflegenden Angehörigen. In Deutschland gibt es ein interessantes Projekt. Freiwillige beraten und unterstützen Personen, die Angehörige pflegen, und ermutigen sie, vorhande-

«Freiwilligenarbeit sollte nicht instrumentalisiert werden. Wenn sie nicht mehr freiwillig geleistet wird, verliert sie ihre ganz eigene Qualität.»

.....



BILD: CHRISTINE BARLOCHER

Die Verschiedenheit der kirchlichen Freiwilligen kann zu Spannungen führen, ist aber vor allem ein Reichtum, findet Lotti Isenring

ne Hilfsangebote anzunehmen. Dieses Zusammengehen von Freiwilligenarbeit und Familienarbeit ist ein spannender Ansatz.

Anforderungsprofile, Zielvereinbarungen, Qualitätskontrollen – die Freiwilligenarbeit ist professionell geworden. Schreckt das nicht auch ab?

Die Kirchen sind da noch eher zurückhaltend. Dafür begegnet mir oft die Frage: «Was machen wir mit ungeeigneten Freiwilligen?» In der Regel schätzen die Leute Absprachen und Förderung. Es ist eine Frage der Verhältnismässigkeit. Bei einem Jugendtreff oder für ein Kirchenfest zum Beispiel sollte es nicht zu viele Formalitäten geben. **CHRISTA AMSTUTZ**

FREIWILLIGENARBEIT in der evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Zürich: www.zh.ref.ch/freiwillig, Tel. 044 258 92 56. Freiwilligenjahr 2011: www.freiwillig-zh.ch und www.freiwilligenjahr.ch

Lotti Isenring

Die 61-jährige Beauftragte für Freiwilligenarbeit für reformierten Zürcher Landeskirche ist promovierte Prähistorikerin und Sozialarbeiterin. Sie arbeitet an der Entwicklung der Freiwilligenarbeit auf gesamtkirchlicher Ebene und berät und schult Verantwortliche in den Kirchgemeinden für die Zusammenarbeit mit Freiwilligen.

marktplatz.

INSERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 31



In Menschen investieren trägt Früchte

Ob Schneiderin, Bauer oder IT-Beraterin: KleinunternehmerInnen ernähren ihre Familien, schaffen Arbeitsplätze und zahlen ihre Kredite zuverlässig zurück.

Oikocredit ist die grösste private Investorin gegen Armut. Oikocredit bündelt die Einlagen vieler AnlegerInnen und gibt sie in Form von fairen Darlehen weiter. Wenn auch Sie Ihr Geld sinnvoll und sozial verantwortlich anlegen wollen, dann zeichnen Sie Anteilscheine von Oikocredit.

OIKO CREDIT
in Menschen investieren

Oikocredit deutsche Schweiz
Elvira Wieggers, Geschäftsführerin
044 240 00 62
deutsche.schweiz@oikocredit.org
www.oikocredit.ch

REPORTAGE/ 1 Haus, 5 Stockwerke, 50 Bewohner, 1000 Geschichten: In der «Herberge zur Heimat» in Zürich haben obdachlose Männer ein Zuhause gefunden. «reformiert.» hat einen Tag dort verbracht.

EDITORIAL

MARTIN LEHMANN
ist «reformiert.»-
Redaktor in Bern



... und fanden eine Herberge

Die Weihnachtsgeschichte ist eine schöne Geschichte: Sie erzählt von Hoffnung und Neubeginn, von Mutterglück und Vaterstolz, von singenden Engeln und grosszügigen Königen. Aber sie erzählt auch davon, wie ein Mann und eine Frau auf der verzweifelten Suche nach Obdach sind. Wie sie allenthalben auf Ablehnung und zugeschlagene Türen stossen und wie sie, «weil sie in der Herberge keinen Platz finden» (Luk. 2, 7), schliesslich abseits, zwischen Getier und Gerümpel, in einem Stall unterkommen – bevor sie wieder flüchten müssen vor einem Despoten.

HELL UND DUNKEL. Jene, die auf den folgenden Seiten vorgestellt werden, haben einen Platz in der Herberge gefunden – buchstäblich: in der «Herberge zur Heimat» in Zürich, einem Wohn- und Durchgangsheim für fünfzig obdachlose und alleinstehende Männer. Männer, die irgendwann und irgendwie aus der Bahn geworfen wurden. Die meist auf eine lange Sucht- oder Krankengeschichte zurückblicken. Die keine Angehörigen mehr haben. Oder solche, die nichts mehr mit ihnen zu tun haben wollen.

ARM UND REICH. Die «Herberge zur Heimat» in Zürich liegt mitten im Oberdorf, zwischen Luxusläden und Edelboutiquen. Und so treffen in diesem Quartier stets auch zwei Welten aufeinander: jene der Emporgekletterten auf jene der Runtergefallenen. 2000 Jahre nach der ersten Weihnachtsgeschichte ist nämlich auf Erden vieles gleich geblieben: Noch immer gibt es Palastmenschen und Stallmenschen, Mächtige und Ohnmächtige, Wohlstand und Armut, Glück und Elend. Daran darf und soll man sich stören – an Weihnachten sowieso.

Fingerzeig: Hilfe für Obdachlose

DELFBUCHER, ANOUK HOLTHUIZEN TEXT / ANDRI POL BILDER

7:04

Beim Eingang

Monumental reckt sich der steinerne Finger in den grauen Himmel. Das moralische Mahnmal – es soll darauf hinweisen, dass hier christliche Hilfe geleistet wird – ist über dem Portal der «Herberge zur Heimat» angebracht. Der beissende Zigarettenrauch im Hauseingang verrät aber, dass hier keine stocknüchternen Gesundheitsapostel regieren. Jetzt, kurz nach sieben Uhr, sind jedenfalls im Raucherraum mehr Leute bei der Morgenzigarette anzutreffen als im Restaurant beim Zmorge.

Dort sitzen ein paar Männer schweigend vor ihren Tellern. Nur in der Ecke gehts schon lebhaft zu: Kurt Frehner*, ein feuriger Homo politicus, debattiert fürs Leben gern; so gern, dass er gar nicht merkt, dass sein Visavis zu dieser frühen Stunde noch gar nicht aufnahmebereit ist. Aber Frehner erklärt ihm unbeirrt, dass es Jerry Brown geschafft habe, Gouverneur von Kalifornien zu werden. Frehner interessiert sich für alles, und als NZZ-Leser kommen ihm Wörter wie «dereguliert» oder «restrukturiert» leicht über die Lippen – aber hinter seiner klugen Rede offenbart sich bald das Drama: Da ist ein intelligenter Mensch aus der Bahn geworfen worden. Oder wie er selbst sagt: «Irgendwann bin ich durchgeknallt.» Frehner hat schwere Depressionen – seit er vor zwanzig Jahren den Job bei der PTT hinge-schmissen hatte und durch Indien gereist war: «Als ich zurückkam, fiel ich in ein Loch. Ich gab meine Beziehung auf, und, tammi, ich fand einfach keinen Job mehr.»

Jetzt lebt Frehner in der «Herberge zur Heimat», konsumiert seine Psychopharmaka genauso regelmässig wie die Zigaretten – und hadert mit dem Schicksal. «Als Fünfzigjähriger hat man es schwer hier. Den Alten ist es egal, dass die Tür pünktlich um 23.30 Uhr zugesperrt wird und man keine Frauen aufs Zimmer nehmen kann – uns Junge aber ärgert das.»

8:30

Restaurant

Dabei ist das Regime liberal: In der «Herberge zur Heimat» wird niemand bevormundet, die Bewohner sollen keinem «Rehabilitationsdruck» mehr ausgesetzt werden, wie es Heimleiter Maurus Wirz ausdrückt: «Die meisten haben eine lange Achterbahnfahrt durch soziale Institutionen, Therapieeinrichtungen und psychiatrische Kliniken hin- ▶



Weitsicht: Blick von der Dachterrasse



Information: Offenes Ohr am Empfang



Gemeinschaft: Nacht in der WG



Rückzug: Lektüre im Fernsehzimmer

► ter sich. Wer sie zur Abstinenz zwingt, schränkt ihre Lebensqualität ein», sagt Wirz nüchtern. Trotzdem kommt das Bier nur im Bauch in die Herberge – nicht in der Büchse. Wer Alkohol reinschmuggelt, muss mit einer Verwarnung rechnen, und fortgesetzte Regelverstösse können zum Ausschluss führen.

Was von den Bewohnern unisono geschätzt wird: dass das Heim mitten in Zürich liegt, unweit von Bellevue, See und Limmatquai. Herbert Scheidegger macht fast täglich einen Ausflug auf den Zürichberg. Er fällt auf mit seiner schlohweissen Mähne und seiner Brille, die er mit Vogelfederchen geschmückt hat. Vögel spielen sowieso eine grosse Rolle in seinem Leben. Denn auf dem Weg hinauf zum Zoo zählt er nach einem ganz besonderen System die Spatzen: «nach dem Dualsystem von IBM». Dabei hat er festgestellt, «dass es nur noch 400 sind und nicht mehr 600 wie früher». Das erzählt er Christoph Sigrist, dem Heimpfarrer, der gekommen ist, um ihm zum Geburtstag zu gratulieren. Der Einbruch der Spatzenpopulation ist für Scheidegger ein schlechtes Omen – aber es gibt Hoffnung: nämlich die jüngst entdeckte Galaxie, die dreizehn Milliarden Lichtjahre von der Erde entfernt liegt. «Es soll dort Wasser geben», sagt er zu Pfarrer Sigrist – und witzelt bibelkundig: «Dazu passt doch gut der H2O-Psalms von David, nicht?» Sigrist, der Scheidegger schon lange kennt und gelernt hat, sich in das dadaistische Denkgebäude des Spatzenzählers hineinzusetzen, rezitiert geistesgegenwärtig den Psalm 23: «Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen. Er lässt mich lagern auf grünen Auen und führt mich zum Ruheplatz am Wasser.»

Um diese Krankschreibungen gehts jetzt auch im Teamrapport. Denn Herr Reber hat seine Absenz weder seiner Bezugsperson noch der Pflegerin auf der Krankenstation mitgeteilt. Auch über Herrn Lutz wird diskutiert, der seit Wochen zu wenig isst. «Ich habe einen nicht angerührten Teller unter seinem Bett entdeckt», sagt eine Betreuerin. Alle sollen nun sein Essverhalten im Auge behalten.

10:05 Wohngemeinschaft

Vom Rapport geht Betreuerin Frida Lieber direkt hinauf in den fünften Stock, wo neun Insassen in einer Wohngemeinschaft leben. Frau Lieber begrüsst ihre Männer mit grossem Hallo und nimmt den Staubsauger in die Hand. «Sonst machen die Männer alles selbst, aber aufnehmen und saugen, das machen wir», sagt sie. Einmal pro Woche, immer am Mittwoch, wird hier selbstständig gekocht: «als Übung, damit die Männer vielleicht dereinst den Sprung ins unbetreute Wohnen schaffen», wie Frida Lieber sagt.

Auch Markus Augsburgers wohnt in der WG, in einem Zimmer mit Blick aufs Grossmünster. Von seiner gepflegten Erscheinung, seiner kultivierten Sprache und seinem höflichen Auftreten her würde niemand darauf kommen, dass ihn das Schicksal an den Rand der Gesellschaft gedrängt hat. Aber er ist, wie viele andere hier, in eine tiefe psychische Krise geraten. Heute hat er wieder Tritt gefasst und bearbeitet in einer geschützten Werkstatt «Versicherungsdossiers, die auch in Französisch und Italienisch verfasst sind», wie er stolz sagt.

Aber ins raue Wirtschaftsleben wechseln will er trotzdem nicht: Zu alt sei er, zu lückenhaft seine Berufsbiografie und zu gross seine psychischen Schwankungen. Ohnehin mag er jetzt nicht über Zukunftsperspektiven reden. Lieber erzählt er von seinem Steckenpferd Origami, der asiatischen Papierfaltkunst. Besonders gern präsentiert er den Aureliusstern, von dessen dreissig Teilen jeder sechszehnmals gefaltet ist.

9:20 Teamzimmer

Im ersten Stock, vor dem Arztzimmer, warten die ersten Bewohner auf die Visite: auch Hans Reber, der seit einer Woche seiner Arbeit in einer geschützten Werkstatt nicht mehr nachgehen kann und hofft, vom Heimarzt krankgeschrieben zu werden.

FACTS & FIGURES

HERBERGE, HISTORISCH

«HEIMAT FÜR RANDEXISTENZEN»

Mitte 19. Jahrhundert setzte europaweit ein regelrechter Gründerboom von evangelischen Herbergen ein: Besorgt, dass mittellose Wanderer auf der Gasse dem Alkohol verfallen würden, gründeten protestantische Pfarrer 1854 in Bonn die erste «Herberge zur Heimat». Dutzende sollten folgen, auch in Bern, St. Gallen und Zürich (1866). Die Herbergen wollten aber nicht nur fürs leibliche Wohl der Einkehrenden sorgen, «sondern auch auf ihre sittlich-religiöse Bewahrung und Förderung einwirken», wie Carl August Meier, einer der ersten Herbergsväter des Zürcher Wandergesellenheims, betonte. Die Geschichte der «Herberge zur Heimat» in Zürich ist auch ein Spiegel der Wirtschaftsgeschichte der Stadt: Zwischen 1920 und 1940 beherbergte das Haus an der Geiger-

gasse 5 im Oberdorf vorab Arbeitssuchende und Bettler. In den Sechzigern fanden viele Saisoniers eine Bleibe. Ab 1970 wurde die Herberge vermehrt zur «Heimat für Randexistenzen» (NZZ), für Drogenkonsumenten und psychisch Kranke. 1983 wurde das von einer Stiftung der evangelischen Gesellschaft getragene Haus totalsaniert, die Bettenzahl auf 50 halbiert (36 Einzel-, 7 Doppelzimmer). Die Auslastung von 99,4% zeigt: Die Herberge ist beliebt, vor allem unter älteren Menschen. 31 Bewohner sind über 60 Jahre alt. Für viele ist die weiterhin Männern vorbehaltene Herberge, die auch über eine Leichtpflegestation verfügt, tatsächlich zur Heimat geworden: 39 der 50 Bewohner wohnen ganzjährig dort. **BU**

www.herberge-zh.ch



Handwerk: Anzündhilfen fürs Cheminée

10:45

Wäscherei

In der Wäscherei faltet Ruedi Escher akkurat und ohne Eile Leintücher. Sein glasiger Blick ist gezeichnet von der dauernden Einnahme starker Medikamente. Sie bestimmen seine Fühlen und sein Denken. Escher spricht von unerwünschten Nebenwirkungen, pharmakologischen Besonderheiten und mangelnder Therapieeffizienz. Die Wortwahl zeigt: Man hat es mit einem Mann zu tun, der sich früher die Welt erschloss, indem er Buch um Buch verschlang. Aber seine Bibliothek existiert nicht mehr, er sei, wie er sagt, «irrtümlich zwangsgeräumt» worden. Nach der Matur gab es nur noch berufliche Abbrüche und ins Leere gehende Anfänge. Neuerdings versucht er es als Gasthörer an der Universität im Fach Publizistik. «Ich kann mir durchaus vorstellen, einmal wieder allein zu wohnen.» Nur fürchte er seine Müdigkeit.

12:20

Dachterrasse

Kein Ziel vor Augen: Das haben viele hier. Kurt Baumann, der sich für die Verdauungszigarette auf die Dachterrasse zurückgezogen hat, sagt: «Wir sitzen hier herum wie die Schauspieler im Theaterstück «Warten auf Godot» von Samuel Beckett.» Baumann, Mitte fünfzig, sieht aus wie ein Rocker: lange Haare, Ledergilet, schwarzer Pulli. An der linken Hand trägt er einen Siegelring: «Den hab ich meinem Vater abgenommen, als er auf dem Totenbett lag.» Baumann hat das Lehrerseminar besucht, in einem Erziehungsheim gearbeitet und dann auf Plakatmaler umgesattelt. «Ich habe 34 Plakate für die Filme von Bud Spencer und Terence Hill gemalt – dabei kann ich die zwei Typen nicht ausstehen!» Warum er in der Herberge wohnt, weiss er nicht genau. «Die Leute meinen wohl, ich sei gaga.» Später wird er von Alkoholproblemen berichten. Baumann will so schnell wie möglich wieder eine eigene Woh-

nung. «Das hier ist das Neandertal: Wir haben nicht mal Computer, und die Leute sind alle verrückt.» Nutten und Künstler, das sei seine Welt. Er drückt die Zigarette aus und sagt nachdenklich: «Aber vielleicht sollte ich mich doch hier einrichten.» Immerhin habe Wilhelm Busch gesagt: «Wer allein ist, hat es gut, weil niemand da, der ihm was tut.»

13:40

Atelier

Im Atelier können die Bewohner vor- und nachmittags zwei Stunden arbeiten. Bruno Wüthrich, ein Mann mit sprachlichem Erfindungsgeist, hat für den Ort längst einen Namen gefunden: Burg zu Hölzli. Dies sei ja nicht mit dem Burghölzli, der Psychiatrischen Klinik, zu verwechseln, «das sollte sowieso Burgtheater heissen, wegen der raschen Auf- und Abtritte der Patienten». In der Burg zu Hölzli werden Hölzli gespalten, um eine Zündschnur gerollt, in Wachs getaucht und schliesslich als Anzündwürfel verkauft. Vier Franken pro Stunde verdient, wer mitarbeitet. Heute schaut René Sonderegger, der Zivildienstleistende, zum Rechten. «Wir hoffen, dass neben der sinnvollen Beschäftigung auch ein Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht», erklärt er. Sogleich lästert Wüthrich: «Und das fröhliche Personal, das uns einmal im Monat grüsst, leistet einen guten Beitrag dazu.» Gelächter. Ohnehin ist die Stimmung im Atelier gut, und Wüthrich sagt versöhnlich: «Ich bin froh über das Arbeitsangebot, das dem Tag eine Struktur gibt.» Im Nachsatz kann er sich aber einen Spruch nicht verkneifen: «Und Strukturen sind bekanntlich das Allerwichtigste in der Schweiz.» Gelächter.

15:40

Teamzimmer

Nachmittagsrapport. Ein Bewohner hat zwei Arzttermine verpasst – wie konnte das passieren? –, und

BEAT WERTHMÜLLER, BEWOHNER

«HIER HABE ICH MEINE RUHE»

Beat Werthmüller* ist oft im Raucherzimmer anzutreffen. Mit kerzengeradem Rücken sitzt er dann an einem Tisch, trinkt Kaffee und beobachtet mit seinen dunkelbraunen Augen, wer ein und aus geht. Zwischen dem linken Zeige- und dem Mittelfinger glimmt ununterbrochen eine Zigarette. Dort, wo der Filter die Haut berührt, sind dunkelbraune Flecken. Manchmal versucht er sie wegzuputzen. Dann kratzt er so fest, bis es blutet.

Werthmüller ist 58 Jahre alt. Bevor er vor einem Jahr in die «Herberge zur Heimat» einzog, hatte er einige Monate auf den Strassen Zürichs gelebt. Zwischendurch auch mal in einer Einzimmerwohnung in Affoltern. Vorher in einem Zimmer der Heilsarmee und noch früher in einer therapeutischen Wohngemeinschaft. Bis zu seinem 43. Geburtstag war sein Leben in geordneten Bahnen verlaufen. Er arbeitete als selbstständiger Rechtsberater und hatte eine Partnerin. Dann wurde er krank. «Paranoide Schizophrenie», sagt er nur. Nach einem Aufenthalt in der Klinik konnte er nicht in seinen Beruf zurück: «Es hatte sich herumgesprochen, dass ich Wahnvorstellungen hatte.» Man habe ihm angeboten, gratis in einem Anwaltsbüro zu arbeiten. Das liess sein Stolz nicht zu: «Ich lehnte ab. Warum sollte ich das tun?»

In der Herberge fühlt er sich wohl. «Ich habe meine Ruhe, das ist nicht in allen Heimen so.» Er unterhält sich ab und zu mit Männern im Haus, aber das seien keine Freundschaften. Seine Schwester hat er seit achtzehn Jahren nicht mehr gesehen: «Sie will nichts mehr mit mir zu tun haben.» Auch Bekannte von früher sieht er nicht mehr: «Sie können wohl nicht mehr mit mir umgehen.» Morgens spaziert Werthmüller häufig dem See entlang. Dort, wo er schon als kleiner Junge an der Hand seiner Eltern ging. Nachmittags spaltet er im Atelier Holz, das zu Anzündhilfen zusammgebunden wird. Das gefalle ihm.

Beat Werthmüller liest gerne Bundesgerichtsurteile. Dann überlegt er sich jeweils, wie er entschieden hätte. Auch studiert er Mathematikbücher. «In der Mathematik ist alles beweisbar. Richtig und falsch hängen von der Logik ab und nicht von Brauchtum und Sitten. Unser Leben ist sowieso überreglementiert.» Er verstehe zum Beispiel nicht, warum es einen Zwang zum Tragen von Krawatten gebe oder warum sich Frauen so und Männer so verhalten sollen. «Die offizielle Rechtsordnung würde genügen!», ereifert er sich. «Wir brauchen nicht so unsinnige Regeln.» Er zieht an seiner Zigarette und schweigt lange. **AHO**

LENA GUJER, BETREUERIN

«MANCHMAL BRAUCHT ES SANFTEN DRUCK»

«Dies ist mein erster Job auf meinem Beruf als Pflegefachfrau. Ich bin 28-jährig und mache meine Arbeit in der «Herberge zur Heimat» sehr gern. Hier leben Menschen, die man im Alltag draussen kaum sieht. Ich darf an ihren Lebensgeschichten teilhaben und für sie da sein. Für einige Männer bin ich wie eine Mutter, und das geniessen sie. Ich bekomme viel zurück. Es ist schön, wenn ein Bewohner und ich es hinbekommen, dass er regelmässig ins Atelier geht. Oder sich duscht. Denn das kann ein Kampf sein: Die Hygiene ist vielen Männern hier nicht mehr wichtig. Wenn ein Mann sich weigert zu duschen, versuche ich es mit sanftem Druck. Zum Beispiel indem ich sage, er bekomme sein Tag-

geld erst, wenn er sich gewaschen habe. Aber letztlich setze ich das nicht als Zwang ein: Wenn einer sich dann nur kurz mit dem massen Kamm durch die Haare fährt und anschliessend behauptet, er habe geduscht, dann ist das okay.

Ich erlebe auch sehr anstrengende Momente, denn manche Bewohner erfordern viel Geduld. Auch tut es weh, zu sehen, wenn ein Mann, der durch den Alkohol bereits krank ist, sich weiterhin am frühen Morgen zuerst einige Flaschen Bier kaufen geht. Oder wenn jemand abends betrunken im Eingang liegt und ich ihn reintragen muss. Aber ich habe akzeptiert, dass meine Möglichkeiten zu helfen, nicht unendlich sind.» **AHO**

CHRISTOPH SIGRIST, HEIMPFARRER

«DIE SPANNENDSTEN FRAGEN»

Zweimal im Jahr geht die Kollekte des Zürcher Grossmünsters an die «Herberge zur Heimat». «Im Oktober waren das 3800 Franken», freut sich Grossmünster-Pfarrer Christoph Sigrist. Er ist der Seelsorger für die Herbergsbewohner, und für ihn ist klar, wie der aufgereckte Zeigefinger am Eingang zu verstehen ist: «Der Finger zeigt nach oben, zu Gott, für den alle Menschen gleich sind – egal, was für eine Leistung sie erbringen.» Der Pfarrer ist jede Woche einmal in der Herberge präsent. Dann setzt er sich ins Restaurant und spricht mit den Bewohnern über deren Nöte. «Bei diesen Gesprächen lerne ich unglaublich viel», sagt er. Fünf bis zehn Männer aus der Herberge kämen zudem regelmässig in seine Gottesdienste –

und stellten im Nachgespräch zur Predigt stets die spannendsten Fragen. Früher habe jeder Herbergsbewohner, der sonntags den Gottesdienst besucht habe, jeweils fünf Franken für die Kollekte mit auf den Weg bekommen – aber damit habe man wieder aufgehört: «Das Geld wurde meist verflüssigt.»

Sigrist ist sogar im Ausland für die Bewohner erreichbar – und kehrt etwa für eine Abdankung auch von weither zurück. Es seien jeweils die eindrucklichsten Bestattungen in der Zwölfbotenkapelle des Grossmünsters – «dort, wo sonst nur Staatsmänner verabschiedet werden» –, wenn die Herbergsleute einem der Ihren die letzte Ehre erweisen. **BU**

MAURUS WIRZ, HEIMLEITER

«FÜRS LEBEN SELBST VERANTWORTLICH»

Seit zwei Jahren ist Maurus Wirz der Herbergsleiter. Als «Landei» – er wohnt in Steinhausen ZG – habe ihn die Luft der Grossstadt Zürich gereizt. Und gereizt hat ihn vor allem das Konzept der Herberge, die den Männern langfristig eine Heimat bieten will. «Normalerweise werden Bewohner von IV-Heimen mit 65 Jahren zur nächsten Institution weitergewiesen», sagt Wirz. Dank der Leichtpflegeabteilung könnten ihre Bewohner bis zum Lebensende in der Herberge bleiben.

Das ist denn auch das Kernstück der Philosophie des Hauses: Nach einem meist langen Marsch durch zig Sozialinstitutionen sollen die Bewohner der «Herberge zur Heimat» nicht länger zur Re-

sozialisierung therapiert werden. Den Grundsatz, «jedem seinen eigenen Gestaltungsraum zu lassen», findet Wirz zentral. Mit niederschweligen Angeboten – etwa dem neu eingerichteten Arbeitsatelier – soll den Menschen ohne Druck eine Beschäftigungsmöglichkeit angeboten werden: «Das stärkt das Selbstwertgefühl und strukturiert den Tag.» Trotzdem: Für viele Bewohner ist die Herberge Endstation. Stumpft die Massierung solcher Schicksale, geprägt von Sucht und Scheitern, nicht ab? «Überhaupt nicht», sagt Maurus Wirz, «ohne Empathie kann man diese Arbeit nicht machen.» Fügt aber hinzu: «Wichtig ist allerdings auch, zu akzeptieren, dass jeder für sein Leben selbst verantwortlich ist.» **BU**

DR. ANDREAS ROOSE, HEIMARZT

«WIE DIE DEPENDANCE DES BURGHÖLZLI»

Eines stellt der langjährige Arzt der Herberge zur Heimat, Andreas Roose, gleich von vornherein klar: Das Etikett des idealistischen Armenarztes schätzt er nicht. «Das ist Sozialkitsch. Ich mache meine Arbeit in der Herberge genauso gern und genauso professionell wie in der Praxis.» Die «Herberge zur Heimat», wo Roose jeden Mittwoch zwischen acht und neun Uhr für medizinische Konsultationen bereitsteht, ist in seinen Augen so etwas wie die kostengünstige Dependance der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli. Denn viele der Herbergsbewohner sind schizophrene oder leiden unter schweren Depressionen. «Aufgrund ihrer weniger schwer wiegenden Krankheiten wären sie im Burghölzli falsch platziert.»

Roose weiss aus jahrelanger Erfahrung, dass viele psychisch Kranke «sehr intelligent sind und darunter leiden».

Dass die Heimleitung keinen abstinenten Kurs fährt, begründet Dr. Roose ausdrücklich. «Das gibt den Bewohnern Freiheit und bedeutet Lebensqualität.» Gleichzeitig zieht er als Arzt gegenüber seinen Patienten auch klare Grenzen – dann, wenn es «ans Läßige» geht: wenn ein Alkoholiker eine Leberzirrhose oder ein Nikotinsüchtiger eine Lungenüberblähung hat. Dann wird Andreas Roose ultimativ. Und eines will er nicht unerwähnt lassen: Wenn jemand den Suchtmittelkonsum reduzieren will, kann er auf die Hilfe des Heimarztes zählen. **BU**

► einer erzählt offenbar herum, er müsse ins Gefängnis. Weiss jemand mehr? Alle schütteln den Kopf. Das Team macht sich Sorgen um ihn, er könnte sich etwas antun. Einer Betreuerin ist aufgefallen, dass Herr Wolf so gelb ist im Gesicht. Und Herr Mischler bekommt heute kein Znacht, wenn er nicht endlich duscht.

16:25

Wohngemeinschaft

Im Ofen schmort ein Hackbraten. Betreuerin Frida Lieber rüstet plaudernd Salat. Ihr einziger Zuhörer sagt nichts: Hans Reber – der Mann, der am Morgen beim Arzt war – sitzt regungslos am grossen Esstisch und schaut sie unter zotteligen Haaren an. Er assistiert beim Kochen, mag aber grad nicht Salat rüsten. Mag er dafür sein Zimmer zeigen? Herr Reber schaut auf, schweigt lange und sagt dann: «Jaja.» Er geht durch den Gang zum Zimmer ganz hinten. Links an der Wand steht ein Bett, gegenüber ein Tisch und ein Regal mit einer Musikanlage und einigen Büchern. Davor eine Gitarre. Spielen will Herr Reber aber nicht. Er steht einfach da, atmet hörbar ein und aus und sagt dann einen ungewohnt langen Satz: «Ich spielte früher in einer Blues-Rock-Band. Wir hatten dreissig Konzerte im Jahr.» Zwanzig Jahre sei das her. Hans Reber ist 53-jährig und lebt seit drei Jahren in der Herberge. Warum? Wieder schweigt er lange: «Ich war verwahrlot. Da sagte mein Beistand, ich könne hier leben.» Er dreht sich abrupt zur Tür. «Ich muss jetzt den Tisch decken.»

17:00

Raucherzimmer

Franz Dettwiler, ein Mittvierziger mit dunkelgrünen Augen und dichten schwarzen Haaren, steht unter der Tür, in der rechten Hand die obligate Zeitung. Mit der linken streicht er unentwegt über seinen Backenbart. «Ich weiss schon, dass im Container im Keller ein Loch ist und ...», sagt er, aber Kurt Frehner, der NZZ-Leser, unterbricht ihn lachend: «Du spinnst einfach. Wir kommen nie draus, was du sagst!» Dettwiler reagiert nicht. Gestikulierend spricht er in rätselhaften Sätzen über Banken und das Militär. Beat Werthmüller (vgl. Kasten S. 7), der alleine an einem Tisch sitzt und Kaffee trinkt, sagt leise: «Der arme Mann kann ja nichts dafür, dass er so verwirrt ist. Man darf nicht über ihn lachen.» Aber man hört ihn nicht.

17:30

Restaurant

Zum Abendessen gibt es Omelette mit Brätkügeli, Rahmsauce und Spinat. Die Männer setzen sich einzeln an die Tische im Restaurant und essen schweigend. «Die Leute essen fast immer allein», sagt Zivildienstler Jonathan Probst: «Das sind sie sich gewohnt, sie haben ja niemanden.»

20:00

Pflegeabteilung

Die meisten Männer sind jetzt in ihren Zimmern, die Linoleumflure sind leer. Durch die Türen klingen Fernsehgeräusche, Husten und Selbstgesprä-

che. In der Leichtpflegeabteilung ist es still. Hier leben zwölf Männer, die Hilfe beim Anziehen oder Waschen benötigen. Wächst die Pflegebedürftigkeit, müssen sie ins Pflegeheim.

In der Küche sitzt Betreuer Othmar Imhof. Er hat Nachtdienst. Über ihm hängt ein Foto eines Bewohners, der kürzlich gestorben ist. Viele Bewohner bleiben bis zum Tod in der Herberge. Stirbt jemand, wird am Empfang eine Kerze angezündet. «Manchmal kommt nicht mal eine Handvoll Menschen an eine Beerdigung, die meisten Verwandten wollen nichts mehr mit ihnen zu tun haben», erzählt Imhof. Er sei auch schon allein mit dem Pfarrer am Grab gestanden. Die Arbeit in der Herberge sei sehr streng, sagt Imhof, man müsse oft um kleinste Sachen kämpfen – etwa darum, dass ein Bewohner sein Zimmer aufräume. «Fast alle Bewohner nehmen Medikamente, vor allem Psychopharmaka; viele sind schizophran.» Es seien schwierige Menschen, aber wenn man durch ihre raue Schale an sie herankäme, erscheine viel Gutes. Jetzt, vor Weihnachten, würden sie oft von Menschen erzählen, die wichtig für sie gewesen seien. Ansonsten äuserten sich viele meist negativ über ihre Angehörigen: «Sie versuchen, sich von schmerzhaften Gefühlen zu distanzieren», vermutet Othmar Imhof. Er geht nun wieder hinunter ins Büro am Empfang: Einige Männer müssen noch ihre Medikamente abholen. Niemand bekommt sie mit aufs Zimmer: zu gross die Gefahr, dass sie falsch dosiert oder weggeschmissen werden.

21:10

Restaurant

Beat Werthmüller, Zivildienstler Probst, Betreuer Imhof und Onkel Robert jassen. Onkel Robert ist einer jener Männer, die niemand besucht. Um ihm ein Gefühl von Familie zu geben, hat ihn irgendwann irgendwer zum Onkel ernannt. Ab und zu kommt ein Bewohner herein. «Kann ich etwas für Sie tun?», fragt Imhof dann freundlich. Manchem macht er einen Tee, während die Jassrunde geduldig wartet. Die meisten Bewohner schauen kurz dem Spiel zu und verschwinden dann auf ihr Zimmer.

23:15

Im Flur

Wie jede Nacht macht Anton Keller seinen Kontrollgang: Er schaut, ob das Kalenderblatt für den nächsten Tag abgerissen ist. Wenn nicht, rüffelt er das Personal. Herr Keller ist am längsten hier, seit 28 Jahren.

Um 23.30 schliesst Betreuer Othmar Imhof die Eingangstür. Wer jetzt noch kommt, muss draussen bleiben. Das geschieht allerdings selten. Und wenn, wird auch mal ein Auge zuge-drückt. Je nach Wetter. Imhof macht einen letzten Rundgang durchs Haus. Im dritten Stock klopft er sachte an die Zimmertür eines Bewohners, der erkältet ist: «Brauchen Sie noch etwas?» Der Mann braucht nichts. Unten, in der Pflegeabteilung, verabreicht er einem Bewohner ein Medikament.

Jetzt ist alles bereit für die Nacht. Imhof geht ins Pikettzimmer im fünften Stock. Meistens ist es nachts still, und er kann durchschlafen. Manchmal geht der Feueralarm los oder drückt ein Patient in der Pflegeabteilung den Notrufknopf. Dann steht Imhof auf und schaut nach. In Panik gerät er schon lange nicht mehr.

*Die Namen aller Bewohner sind geändert.



Beschäftigung: Arbeiten in der Wäscherei



Aussicht: Fensterputzen im Treppenhaus



Schaltzentrale: Koordinieren am Empfang



Nachtruhe: Heimkommen im Oberdorf



Ein Spielzeugparadies: Kinder schenken weiter, was sie lange erfreut hat

Ein Gabentausch der besonderen Art

GESCHENKE/ Kinder tauschen Spielzeug, und Geschenke aller Art werden gesammelt. Zwei Aktionen im Kanton Zürich bereiten denen, die kein Geld haben, an Weihnachten eine Freude.

Bei manchen Menschen in der Schweiz bleibt der Platz unter dem Weihnachtsbaum leer – wenn sie denn überhaupt in der warmen Stube und mit Baum feiern. Wenn das Geld weder für Ferien noch für den Zahnarzt reicht, gibt es auch keine Geschenke.

WISSEN. Wie viele Menschen im Kanton Zürich von Armut betroffen sind, kann nur geschätzt werden, da es keine offizielle Armutsstatistik gibt. Klar ist, dass über 90 000 Menschen nicht ohne Sozialhilfe oder Zusatzleistungen zu AHV und IV über die Runden kommen. Studien gehen aber davon aus, dass die Zahl

derer, die am oder unter dem Existenzminimum leben, höher ist und nur rund ein Drittel der Anspruchsberechtigten Sozialhilfe beantragt. Als Risikogruppen gelten Familien mit drei und mehr Kindern, Alleinerziehende, Migrantinnen und Migranten sowie Alleinstehende. Zwar verändern Geschenke die Situation von Armutsbetroffenen nicht grundsätzlich, aber sie machen ihnen Freude.

TAUSCHEN. Vor und nach Weihnachten unterhalten sich Kinder liebend gerne über Geschenke. Rund 20 000 Kinder im Kanton Zürich können aber bei diesen Gesprächen nicht mithalten. Die Idee

der Geschenktauschaktion, welche Caritas Zürich zusammen mit katholischen Pfarreien zum zweiten Mal organisiert, ist sinnvoll, solidarisch und umweltbewusst: Kinder zwischen drei und zehn Jahren bringen zwei Spielsachen, die sie nicht mehr brauchen, an Sammelstellen und erhalten dafür einen Bon. Am Mittwoch, 15. Dezember, nachmittags, findet in den jeweiligen Pfarreien die grosse Tauschbörse statt. Mit ihrem Gutschein können sich die Kinder ein Spielzeug aussuchen. Und da sie jeweils zwei Dinge abgegeben haben, sind auch Gleichaltrige aus armen Familien mit von der Partie. Über 300 «Einkaufbons» konnten die Sozialämter im letzten Jahr verschenken. Der Geschenktausch 2010 findet in den Pfarreien Embrach, Turbenthal, Wetzikon, Schwamendingen und in der St. Konrad Pfarrei Zürich statt. Gesamelt wird bis zum 14. Dezember.

SCHENKEN. «Weihnachtsfreude weitergeben» – unter diesem Motto sammeln die Hilfsaktion «Schweizer Tafeln» und der Lagerraumanbieter «MyPlace-SelfStorage» Geschenke für Bedürftige im Kanton Zürich. Gefragt sind ungebrauchte Hygieneartikel, warme Mäntel, Woldecken und gut erhaltene Gegenstände aller Art, wie etwa Spielsachen, die nicht mehr gebraucht werden, überzähliges Geschirr, Bücher oder CDs. Die «Schweizer Tafel» verteilt die Sachen kurz vor Weihnachten in den verschiedenen sozialen Institutionen, die sie das Jahr über mit im Handel überschüssigen Lebensmitteln beliefert. Beschenkt werden mittellose Frauen und ihre Kinder im Frauenhaus Zürcher Oberland, Obdachlose sowie Suchtkranke in stationärer Behandlung. Weitere Bedürftige in der Stadt werden über Einrichtungen wie die Pfarrer-Sieber-Werke erreicht. Seit einem halben Jahr stellt «MyPlace» der «Schweizer Tafel» für ihre Arbeit kostenlos einen Lagerraum zur Verfügung. Bis zum 18. Dezember steht er für Geschenke bereit. **CHRISTA AMSTUTZ**

Geschenke zu Weihnachten

Sammelzeiten und -orte für die Tauschaktion: Caritas ZH und Pfarreien. Geschenke für Bedürftige an «MyPlace», Vegastrasse 2 und Grubenstrasse 28, Zürich.

www.geschenkauschaktion.ch
www.schweizertafel.ch
Rubrik News,
Tel. 043 322 58 55

LEBENSFRAGEN

Kann es denn sein, dass wir nur gute Tage haben?

GLÜCK/ Das Leben gelingt, alles geht gut – ist das nicht zu schön, um Dauer zu haben? Wenn doch andere leiden?

FRAGE. Nun sind unsere Kinder «ausgeflogen». Alle drei haben mit Erfolg studiert oder einen guten Beruf erlernt. Sie haben tolle Stellen gefunden, wo sie gefordert und gefördert werden. Sie leben mit Partner beziehungsweise Partnerinnen zusammen und sind glücklich. Meiner Frau und mir geht es gut. Dafür sind wir Gott sehr dankbar. Nun aber befällt mich eine Angst: Wenn es eine ausgleichende Gerechtigkeit gibt, müssten jetzt nicht Schwierigkeiten, Probleme, das Leiden in unser Leben kommen? Es kann doch nicht sein, dass es uns immer gut geht und anderen schlecht? **W.M.**

ANTWORT. Sehr geehrter Herr M., mit dem Thema «ausgleichende Gerechtigkeit» beschäftige auch ich mich oft. In den unterschiedlichsten Situationen habe ich Gott schon darum gebeten. Und gleichzeitig habe ich mich immer wieder gefragt: Ausgleichende Gerechtigkeit: Entspricht das dem, was Gott will? Oder ist es das, was ich gerne hätte? Oder wie in Ihrem Fall – es ist auch meine Situation – ist es das, was wir befürchten?

Nach unserer Vorstellung von Gott sollte er gerecht zu allen sein, er liebt alle und meint es mit allen gut. Aber da sind so viele, denen es nicht gut geht. Wir könnten sie verstehen, wenn sie darum ihren Glauben an Gott aufkünden würden. Und

schon ist sie da, die Idee vom Ausgleich, der sein müsste, von der ausgleichenden Gerechtigkeit, die sich Gott doch – aus unserer Sicht – auf seine Fahne schreiben müsste!

Wie haben unsere Alvorderen gesagt: «Es ist nichts schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen.» Wenn wir oder unsere Lieben leiden, stellt uns das immer an die Seite von vielen Menschen. Wenn es uns und unseren Lieben aber gut geht, entzieht uns das ein wenig den Boden unter den Füßen. Darum spricht man wohl auch vom «Schweben im Glück». Und wenn wir zu lange im Glück schweben, umgarnt uns vielleicht auf einmal die Angst, wir würden nächstens unsanft auf dem Boden aufschlagen. Mir scheint, dass das die Situation ist, in der Sie – auch ich – drin stehen. Wir denken: Irgendwann muss der Fall doch kommen. Werde ich mit ihm umgehen können? Werde ich ihn aushalten können?

Wenn ich nun Ihre Fragen beantworten soll, dann kann ich nur berichten, wie ich mich in dieser Situation zu verhalten versuche. Ich will mich für Menschen engagieren, denen es schlecht geht – gerade weil es mir, meiner Frau und meinen Kindern so gut geht! Weil ich



dafür bin, leiste ich Freiwilligenarbeit in unserer Gesellschaft. Ich engagiere mich für andere und versuche damit, meinen Teil an eine «ausgleichende Gerechtigkeit» beizutragen.

Ich bin sicher, dass Sie das auch tun, so wie ich Sie aus Ihren Zeilen wahrnehme. Das und Ihre Dankbarkeit über Ihre persönliche und familiäre Situation soll Ihnen zur Kraft werden. Und vielleicht können Sie sogar das, was Sie freiwillig für andere tun, noch ausbauen! Natürlich bleibt immer ein Rest Angst, dass uns nach den guten Tagen auch einmal die schweren einholen. Aber wir haben die guten Tage mit Dankbarkeit von Gott angenommen, so dürfen wir auch in den schweren auf ihn und seine Hilfe vertrauen. Das werden Sie und ich tun, wenn es so weit ist. Jetzt aber blicken wir auf das, was wir heute für andere tun können – ausgerüstet und gestärkt durch die erfahrene Dankbarkeit.

IN DER RUBRIK «Lebens- und Glaubensfragen» beantwortet ein theologisch und psychologisch ausgebildetes Team Ihre Fragen. Alle Anfragen werden beantwortet. In der Zeitung veröffentlicht wird nur eine Auswahl.

SENDEN Sie Ihre Fragen an: «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich lebensfragen@reformiert.info



ROMAN ANGST-VONWILLER

Ist Theologe und arbeitet als Seelsorger in der «Bahnhofkirche» des Zürcher Hauptbahnhofs (rba@uav.ch)

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Das letzte Abenteuer

WARTEN. Ich warte auf den Bus. Ich warte vor der Kasse. Ich warte auf die Post. Ich warte am Telefon. Ich warte auf einen Termin. Ich warte in der Schlange. Ich warte auf eine Auskunft. Ich warte im Wartezimmer. Ich warte auf grünes Licht. Ich warte und warte und warte. Manchmal warte ich auch auf ein Wunder.

WÜNSCHEN. Heute verbringt ein Mensch im Durchschnitt jeden Tag eine halbe Stunde mit Warten. Umgerechnet auf meine 58 Lebensjahre, ergibt das mehr als zehntausend Stunden. Ich habe nicht immer das Beste aus ihnen gemacht. Ich bin ungeduldig und warte nicht besonders gerne. Und doch bin ich überzeugt: Eine Welt ohne Warten wäre eine arme Welt. Wo nicht mehr gewartet wird, gibt es auch nichts mehr zu erwarten. Keine Zukunft, keine Wünsche und keine Hoffnungen mehr.

HETZEN. In der digitalisierten Gesellschaft werden die Wartezeiten zunehmend verkürzt. Das mag in mancher Hinsicht erfreulich sein, hat aber auch seine Tücken: Jetzt muss alles null Komma plötzlich funktionieren, auch der Mensch. Und bald sind wir so weit, dass wir zwar nicht mehr warten müssen, es aber auch nicht mehr dürfen. Pausenlose Betriebsamkeit ist dann Pflicht. Und warten ein Luxus, den sich nur noch wenige leisten können.

ABKÜRZEN. Geradezu provozierend mutet da der Advent an: ganze vier Wochen lang warten. Sehr effizient ist es nicht, was die alten Christen sich da ausgedacht haben. Ginge es nicht etwas schneller, Advent in einem Tag zum Beispiel? Und was ist mit dem Brauch, jeden Sonntag eine Kerze anzuzünden? Wie umständlich und zeitraubend, man könnte doch gleich alle vier Kerzen auf einmal leuchten lassen! An die Regel, dass beim Adventskalender nur ein Fensterchen nach dem andern geöffnet werden darf, habe ich mich schon als Kind nicht gehalten. Ich habe am 1. Dezember bereits das Fensterchen vom 24. geöffnet, obwohl ich ja längst wusste, was mich dort erwartet.

GEWINNEN. Das Wort Advent ist sprachgeschichtlich verwandt mit dem englischen «Adventure» und dem deutschen «Abenteuer». Während Adventures heute in unzähligen Varianten vermarktet werden, ist der Advent vielleicht eines der letzten wirklichen Abenteuer: Warten, einfach nur warten. Das ist gewiss nicht einfach und braucht etwas Übung. Aber schliesslich geht es hier um ein Abenteuer. Es gibt sogar etwas zu gewinnen: Zeit, in der nichts getan werden muss.

DÜRFEN. Warum will mein Computer jetzt diesen Text nicht speichern? Eine halbe Ewigkeit schon sehe ich auf dem Bildschirm bloss diese blöde Sanduhr, die mir anzeigt, dass die Maschine arbeitet und ich warten soll. Also ehrlich, jetzt reicht es mir dann! – Aber nein, wie konnte ich es nur vergessen: Wir haben Advent. Ich muss, nein: ich kann, oder noch besser: ich darf warten.

marktplatz.

INSERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 31

Tun Sie Ihren Füssen etwas Gutes!

Bestellen Sie jetzt per Telefon
043 311 40 60 oder online unter
www.handglismets.ch

Socken in allen Varianten auch für Kinder, Handschuhe, Pulswärmer, Betsocken und Arm- und Beinunterlagen.
Eine Initiative der Hängger Bazarfrauen,
Reformierte Kirchgemeinde Zürich-Höngg.



Socken für Damen und Herren
aus Schurwolle und Baumwolle
handgestrickt &
in höchster Qualität

Seit 16 Jahren finden Singles ihren Wunschpartner bei

PRO DUE

Dank seriöser Vorabklärungen kommen Sie mit Leuten in Kontakt, die gut zu Ihnen passen. Machen auch Sie diesen Schritt und verlangen Sie unsere Informationsunterlagen.

ZH 044 362 15 50 www.produe.ch

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert

Basel 061 313 77 74
Bern 031 312 90 91
Ob- u. Nid. Schweiz 071 640 00 80
Zürich 052 672 20 90 www.zum-du.ch

Hornquartette und Musiker
für Gottesdienst, Bach-Kantaten
Tel: +41 76 368 20 24

Junge Familie sucht Haus oder Wohnung
(ab 140 m²) mit Garten/Terrasse **zum Kauf**
in kindergerechter Umgebung in/bei der Stadt ZH.
Wir freuen uns auf Hinweise: 079 643 33 30.



Sich zu Hause fühlen. Hell heisst bei uns wirklich hell und freundlich von der Juniorsuite bis zum Familienzimmer. Geniessen Sie 3-Stern-Service der Oberklasse auch im Speisesaal. Für ein romantisches Weekend oder erlebnisreiche Ferientage.
Hotel Artos, 3800 Interlaken, T 033 828 88 44, hotel-artos.ch

Ein Engagement von Menschen für Menschen mit Herz und Hand

Wir laden ein:

- gemeinsames Leben zu erfahren
- neue Schritte im Glauben zu tun
- berufliche Neuorientierung zu erleben
- und vieles mehr...

Diakonie Nidelbad und ihre überkonfessionelle Lebensgemeinschaft freut sich, Sie kennenzulernen.

Diakonie Nidelbad, Sr. Dora Schürich
Eggrainweg 3, 8803 Rüschlikon
Tel. 079 711 05 79
E-Mail: dora.schurich@nidelbad.ch
www.nidelbad.ch

Besondere Geschenke für Kinder finden?

Kindern begeisternde Kindergottesdienste ermöglichen: Unterstützen Sie den Kind- und Kirche-Verband!



www.kik-verband.ch
PC 84-7050-3, KiK-Verband, Chileweg 1,
8415 Berg am Irchel

Freiwilligenarbeit schenkt Wärme

Wir suchen Freiwillige für:
Begleitung von benachteiligten Menschen, Nachhilfeunterricht für Schulkinder, deutsche Konversation für Erwachsene, Fahrdienst, Vorstandsarbeit, administrative Aufgaben, Gassenküche, Engagement im Sportverein oder bei Kulturprojekten.

Bestellen Sie die aktuelle Stellenbörse.

Freiwilligenagentur
Stiftung Kirchlicher Sozialdienst Zürich
044 268 50 10, info@ksdz.ch

Solide Brücke ins Berufsleben
Unsere Fachmittelschule (FMS) führt von der Sekundarschule A zu Studiengängen in den Fachgebieten Pädagogik, Naturwissenschaften, Soziales und Kommunikation+Information.

Informations-Abend
Dienstag 18. Januar 2011, 18 Uhr
Tag der offenen Tür
Mittwoch 19. Januar 2011

Unsere Schule bietet weiter an: 5. und 6. Primarstufe, Übergangsklasse, Sekundarstufe A und B und 10. Schuljahr
info@fes.ch, www.fes.ch, Telefon 043 336 70 00

**FREIE
EVANGELISCHE
SCHULE**

So lernen wir.

STEPPEBLÜTE KOMMUNITÄT

Kontemplation und Beratung
Lehrgang II - berufsbegleitende Weiterbildung 2011 - 2012

Die Ausbildung ist von der Swiss Coaching Association (SCA) anerkannt. Die Teilnehmenden erwerben das Zertifikat zum Coach SCA. Kontemplation, Stille, Persönlichkeitsentwicklung, Beratung neu entdecken, zum Ursprünglichen zurück, um das Eigentliche, Wesenhafte der eigenen Persönlichkeit zu erkennen... Sich auf diesen Entwicklungsprozess einzulassen sowie wache und fördernde Resonanz zu sein für Beratungssuchende, stehen im Fokus dieser Weiterbildung. Prägende eigene Gefühlsmuster sowie Menschen- und Gottesbilder werden reflektiert.

Kursort: ... Steppenblüte Kommunität - Grimmialp - CH-3757 Schwenden/Diemtingtal
Beginn: ... 1. Kursmodul: Mittwoch, 19. bis Sonntag, 23. Januar 2011
Dauer: ... Grundkurs: Jan. 2011 - März 2012; 10 Kursmodule
Ganze Ausbildung: Jan. 2011 - Nov. 2012; 15 Kursmodule à 3 - 4 Tage
Anmeldeschluss: 15. Dezember 2010
Infos: ... Das Detailkonzept sowie nähere Informationen unter www.steppenbluete-grimmialp.ch und beim Leitungsteam: Jürg W. Krebs - juerg.krebs@bluewin.ch
Sr. Emmy Schwab - sr.emmy@steppenbluete-grimmialp.ch

Gastfamilien gesucht

Der Verein Interessengemeinschaft für Sozialpsychiatrie Zürich (IGSP) sucht für das Projekt «Betreutes Wohnen in Familien» Gastfamilien, die in ihrer Wohnung oder in ihrem Haus Menschen mit einer psychischen Beeinträchtigung ein eigenes möbliertes Zimmer zur Verfügung stellen und eine angemessene Versorgung (Begleitung im Alltag, Kost und Logis) gewähren. Für die anspruchsvolle Aufgabe eignen sich Familien und Paare mit Lebenserfahrung und Toleranz gegenüber Menschen, die gerne in einer familiären und stressfreien Atmosphäre leben möchten.

Geeignete Gastfamilien werden durch ein professionelles **Begleitem** sorgfältig auf ihre Aufgabe vorbereitet und kontinuierlich begleitet. Für ihren Aufwand erhalten die Familien eine Tagesentschädigung.

Folgende Voraussetzungen sollten erfüllt sein:

- Ausreichendes Platzangebot mit eigenem Zimmer (mind. 12 m²) für den Gast
- Mit öffentlichen Verkehrsmitteln gut und rasch erreichbar
- Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit dem Begleitem
- Mehrheitliche und regelmässige Anwesenheit
- Interesse an einem langfristigen Engagement
- Herzliche und offene Atmosphäre.

Weitere Auskünfte erteilt vom Montag bis Donnerstag die Geschäftsstelle des Vereins IGSP, Langstrasse 149, 8004 Zürich, Telefon 044 240 16 90 (www.igsp.ch).

Im Kleinen
Grosses bewirken
Ihre Spende setzt Entwicklung in Gang.

HEKS

Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz
www.heks.ch PC 80-1115-1

**Hier könnte
Ihr Inserat
stehen!**

Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 450.-. Damit erreichen Sie 252 656 Leser im Kanton Zürich.
Ihre Ansprechperson: Dodo Bader,
Telefon direkt: 044 268 50 31

SCHENKEN Sie Ihrem SCHWIEGERVATER ein Stück Erde.

Und
helfen Sie
damit armen
Bauern auf den
Philippinen.



www.hilfe-schenken.ch

Geschenke von HEKS kommen doppelt an. Als Urkunde bei Ihren Liebsten und handfest bei Menschen in Not.

HEKS

Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz



In Menschen investieren trägt Früchte

Ob Schneiderin, Bauer oder IT-Beraterin: KleinunternehmerInnen ernähren ihre Familien, schaffen Arbeitsplätze und zahlen ihre Kredite zuverlässig zurück.

Oikocredit ist die grösste private Investorin gegen Armut. Oikocredit bündelt die Einlagen vieler AnlegerInnen und gibt sie in Form von fairen Darlehen weiter. Wenn auch Sie Ihr Geld sinnvoll und sozial verantwortlich anlegen wollen, dann zeichnen Sie Anteilscheine von Oikocredit.



Oikocredit deutsche Schweiz
Elvira Wiegers, Geschäftsführerin
044 240 00 62
deutsche.schweiz@oikocredit.org
www.oikocredit.ch



Die Pfarrerin Erika Compagno fand durch Ikonen einen neuen Zugang zur Spiritualität

Theologische Arbeit auf goldenem Grund

IKONENMALEREI/ Nicht allein im Wort, auch im Bild, sucht Erika Compagno den Dialog mit dem Göttlichen.

Wenn Erika Compagno beim Schreiben einer Predigt nicht weiterweiss, setzt sie sich daheim an den Maltisch und stellt ihre Eitemperafarben auf. Immer ist Blattgold dabei. Die reformierte Pfarrerin der Kirchgemeinde Zürich Friesenberg malt seit sechs Jahren Ikonen: religiöse Bilder, wie sie die orthodoxe Kirche kennt – Gold als Farbe der Göttlichkeit spielt hier eine wichtige Rolle. Elf dieser Ikonen sind bis 11. Dezember in der «therebinthe» (siehe Infospalte rechts) ausgestellt. «Es sind Abbilder, keine Bilder», präzisiert die Theologin. «Sie sollen auf das Göttliche verweisen und den Betrachter mit ihm verbinden.»

EINKEHR. Für das Malen einer Ikone gibt es Vorgaben: Sujets, Personen, Gestik und Farbgebung, die auf der byzantinischen Bildsprache gründen. Ausgehend von alten Vorlagen, wird eine Vorzeichnung in eine Holzplatte geritzt. Motive sind biblische Figuren und Geschichten, Heilige und Christus selbst. «Das Anfertigen einer Ikone braucht viel Zeit», sagt Compagno, «denn die Ausgestaltung der Vorgaben ist dem Maler überlassen.» Sie arbeitet manchmal drei Monate

an einer Ikone. Immer wieder geht sie an den Maltisch, denn es werden viele Schichten aufgetragen, und zwischen den einzelnen Malschritten müssen die Farben trocknen. Pro Tag male sie bis zu zwei Stunden. Das helfe ihr, Ruhe zu finden. «Plötzlich weiss ich, wie die Predigt weitergehen muss.»

NEUGIER. Erika Compagno malte schon als Kind. Im Elternhaus in Wien waren Farben und Pinsel in Mengen vorhanden – ihr Grossvater war Berufsmaler. Künstlerin wollte die junge Erika jedoch nicht werden. Stattdessen studierte sie Theologie. «Ich wollte Menschen zeigen, dass der Weg mit Gott einfacher ist», begründet sie. Mit 26 Jahren zog sie ins Land ihrer grossen Liebe, in die Schweiz, und heiratete einen Bündner; ihre drei Kinder sind gegenwärtig im Teenageralter.

Zur Ikonenmalerei kam sie aus Neugier: Sie besuchte einen Kurs im Lassalle-Institut in Zug. Als der Lehrmeister Abraham Selig ihr am ersten Tag auftrag, Maria zu malen, habe sie mit Verwirrung reagiert. Lachend erzählt sie: «Ich dachte: Ich, eine reformierte Pfarrerin, soll als

Erstes Maria malen? Ich wollte doch Christus malen!» Der Lehrer blieb hartnäckig. Und damit begann für sie eine «theologische Befreiung».

LICHT. Erika Compagno entdeckte eine Marien-Theologie, die sie sehr ansprach. «In der orthodoxen Theologie wird betont, dass Maria eine normale Frau war. Es ist keine Rede von der Jungfräulichkeit ihrer Mutter Anna.» Auch Ostern werde anders gedeutet. Im Vordergrund stehe nicht die Foltergeschichte Jesu, dessen Opfer die Menschen von ihren Sünden erlöst, sondern sein realer Tod. «Jesus nimmt das Licht mit in die Grabeshöhle, in die Dunkelheit.» Damit gebe es keinen Ort mehr ohne göttliches Licht – ein Gedanke, der Erika Compagno sehr wichtig ist.

HILFSMITTEL. In den Gottesdiensten verwendet Compagno manchmal Ikonen, um die Gemeinde zum Denken und Diskutieren anzuregen. Die orthodoxe Theologie käme ihr nicht in die Quere. «Für mich ist sie eine Erweiterung des persönlichen Denkradius, ein Hilfsmittel, um in den Dialog mit dem Göttlichen zu treten.» **ANOUK HOLTHUIZEN**

Dialog mit dem Heiligen

Die Ausstellung «Ikonen: Dialog mit dem Heiligen» in der Galerie «therebinthe» dauert bis 11. Dezember. Gezeigt werden Ikonen von Erika Compagno und Josua Boesch sowie alte Ikonen aus orthodoxer Tradition. Am 4. Dezember von 10 bis 12 Uhr finden ein Werkstattgespräch und eine Führung statt.

Galerie therebinthe, Breitloostrasse 1, 8802 Kilchberg. Samstag, 14.–18 Uhr, Dienstag, 19.–21 Uhr. Finissage: 11. 12., 15 Uhr.

GRETCHENFRAGE

IREN MEIER

«Alles wird hier über die Religion definiert»

Wie haben Sies mit der Religion, Iren Meier?

Meinen Glauben möchte ich mit einem Bild illustrieren: verankert in der Erde, verbunden mit dem Himmel ... Mit meinem katholischen Kinderglauben hat das nicht mehr viel zu tun. Mir ist heute die innere Freiheit wichtig, aber auch immer wieder die Stille, die Meditation.

Sie leben ja in der unruhigsten Gegend der Welt – und gleichzeitig im Schnittpunkt von drei Weltreligionen. Welche Rolle spielen diese Religionen in Ihrem Alltag?

Für mein persönliches Empfinden spielen sie eine zu dominante Rolle. Alles und jedes wird hier über die Religion definiert. Das ist oft unerträglich. Vor allem, wenn gleichzeitig im Namen dieser Religionen so viel Unrecht passiert. Im Leben von einzelnen Menschen mag der Glaube Frieden stiften, aber in der Gesellschaft und in der Politik erlebe ich immer wieder, dass Religion nur als Machtinstrument eingesetzt wird. Das ist wenig konstruktiv.

Das tönt nicht gerade hoffnungsvoll ...

Nein, aber selbst im schlimmsten Krieg gibt es Hoffnungszeichen. Als Journalistin suche ich sie und berichte von Projekten und Menschen, die der Gewalt etwas entgegensetzen und sich gegen das Unrecht engagieren. Es sind winzige Inseln im unendlichen Meer.

Wie wirkt eigentlich vor diesem Hintergrund die Kreuzfixdebatte, die derzeit hier in der Schweiz tobt, auf Sie?

Eigenartig. Es geht ja – wie auch bei der Kopftuchfrage oder beim Minarettverbot – um ein Symbol, das bekämpft wird. Nur eine zutiefst verunsicherte Gesellschaft ereifert sich derart und blendet gleichzeitig die wahren Probleme aus. Wie weit hat sich das christliche Abendland von den Idealen entfernt, die es bei jeder Gelegenheit als Leitkultur preist.

Wo und wie feiern Sie 2010 Weihnachten?

Hier in Beirut. Ich plane nichts, das habe ich mir längst abgewöhnt. Wahrscheinlich fahre ich ans Meer: Sternenhimmel statt Strohsterne ...

INTERVIEW: RITA JOST



IREN MEIER, 55 ist Nahostkorrespondentin von Schweizer Radio DRS und Ehren doktorin der Universität Bern. Aufgewachsen in Mutschellen, lebt und arbeitet die mehrfach ausgezeichnete Journalistin seit 2004 in Beirut.

CARTOON CHRISTA

JÜRIG KÜHN



VERANSTALTUNGEN

ZÜRCHER BIBEL ERSCHEINEN – DER KOMMENTAR

Vor drei Jahren ist die Neuübersetzung der Zürcher Bibel erschienen, begleitet von verschiedenen Hilfsmitteln für die Arbeit mit den Texten. Der Kommentar hat noch auf sich warten lassen, verständlich, handelt es sich doch um ein aufwendiges und anspruchsvolles Werk: Alle Bücher des Alten und Neuen Testaments werden Abschnitt für Abschnitt von Bibelwissenschaftlern erklärt, es werden Verbindungen zu anderen biblischen

Texten oder historischen Ereignissen aufgezeigt. Am 2. Dezember wird das Werk begrüsst, mit Einführungen durch die am Projekt Beteiligten und Darbietungen der Performancekünstlerin Nadine Seeger. **KK**

ERKLÄRT – der Kommentar zur Zürcher Bibel, drei Bände mit insgesamt 2716 Seiten. Theologischer Verlag Zürich, 2010, Fr. 120.–

VERNISSAGE. Vorstellung der Kommentare durch die Herausgeber: Donnerstag, 2. Dezember, ab 18 Uhr, H50, Hirschengraben 50, Zürich